

1 Übersetzungsgeschichte: Fragestellungen, Methoden, Erkenntnisinteressen einer wenig bekannten Disziplin

Die Übersetzung ist das, was man in der Gestaltpsychologie ein „Hintergrundphänomen“ nennt. Sie ist aus unserem täglichen Leben nicht wegzudenken, jedoch werden wir nur dann auf sie aufmerksam, wenn sie aus irgendwelchen Gründen nicht unseren Erwartungen entspricht. Vergleichbares gilt natürlich auch für das Dolmetschen. Dass sich Sprecher unterschiedlicher Sprachen nur mit Hilfe von Dolmetschern verständigen können, gilt als so selbstverständlich, dass es als Faktum meist stillschweigend übergangen wird. So ist im 4. Gesang der *Ilias* von dem verwirrenden Sprachengemisch die Rede, das im Heer der Trojaner und ihrer Bundesgenossen herrschte:

Also erscholl das Geschrei im weiten Heere der Troer;
Denn nicht gleich war alles Getön, noch einerlei Ausruf,
Vielfach gemischt war die Sprach' und mancherlei Stammes die Völker. (*Ilias* IV, 436ff.)

Wie sich die Krieger miteinander verständigt haben, erfahren wir nicht. Einigen Lesern mag aufgefallen sein, dass der zitierte Passus in der berühmten Übersetzung von Johann Hinrich Voß (1751-1826) nicht sehr ‚deutsch‘ anmutet. Das dürften schon die zeitgenössischen Leser der Übersetzung so empfunden haben. Die Voß'sche Übersetzung ist ein besonders eindrucksvolles Zeugnis für jene ‚Wende‘ der europäischen Übersetzungsgeschichte, von der im 8. Kapitel die Rede sein wird. Übersetzungsgeschichte besteht, wie wir gleich noch genauer sehen werden, nicht nur darin, darüber zu berichten, *was* übersetzt wurde, sondern auch darin, zu beschreiben, *wie* übersetzt wurde.

Angesichts der geringen Beachtung, die man dem Phänomen der Sprachmittlung, dem Dolmetschen und dem Übersetzen, schenkte, nimmt es nicht weiter wunder, dass die Übersetzungsgeschichte – wie übrigens die gesamte sog. „Übersetzungswissenschaft“ – eine relativ junge Disziplin ist. Die Übersetzungsgeschichte hat bis heute keinen festen Platz im universitären Curriculum und spielt auch in den universitären Übersetzer- und Dolmetscherinstituten eine kümmerliche Rolle. Aber auch junge Disziplinen haben verhältnismäßig frühe Vorstufen. In Frankreich hat die Übersetzungsgeschichte eine gewisse Tradition. Man darf nicht vergessen – darauf wird im 7. Kapitel zurückzukommen sein –, dass im 17. Jahrhundert die Übersetzung klassischer Autoren zu den vornehmsten Aufgaben der Mitglieder der *Académie Française* gehörte. Und bereits im Jahr 1741 hat der Abbé Lebeuf, Mitglied der *Académie Royale des Inscriptions et Belles-Lettres* (der sog. „Petite Académie“), ein Memorandum über die ältesten Übersetzungen ins Französische vorgelegt (Lebeuf 1741), in dem er u. a. eine Technik des Spontanübersetzens schildert, das in der jüdischen und in der arabischen Welt z.T. noch heute üblich ist: die unmittelbare Transposition eines in der hochsprachlichen Version des jeweiligen Kulturraums redigierten Textes (im frühmittelalterlichen Frankreich das Lateinische) in die jeweilige volkstümliche Varietät durch den Priester.

Aber nun zurück zur Übersetzungsgeschichte als einer bereits existierenden, aber noch nicht fest etablierten Disziplin. Wir wollen hier drei Fragen an die Disziplin „Übersetzungsgeschichte“ richten; drei klassische Fragen, die sich im Grunde in Bezug auf jede Forschungsrichtung stellen lassen:

1. Die Frage nach dem Gegenstand der Disziplin
2. Die Frage nach ihren Forschungsmethoden
3. Die Frage nach dem Erkenntnisinteresse, m. a. W. die Frage nach Sinn und Zweck des Ganzen

1.1 Der Gegenstand der Übersetzungsgeschichte

Die erste der drei Fragen ist vielleicht am leichtesten zu beantworten. Die Aufgabe der Übersetzungsgeschichte besteht in der *Identifizierung, Sichtung, Beschreibung* und *Untersuchung* vorhandener Übersetzungen. Von all diesen Aufgaben ist die erste, die Identifizierung, die schwerste. Zunächst einmal stellt sich die rein bibliographische Frage: Wo findet man Angaben über wichtige Übersetzungen? In den einschlägigen Übersetzungsbibliographien, von denen einige im Literaturverzeichnis aufgeführt sind. Diese Repertorien sind allerdings für weit zurückliegende Zeiträume notgedrungen ziemlich lückenhaft. Darüber hinaus setzt die Identifizierung von Übersetzungen voraus, dass man schon weiß, was man unter einer Übersetzung zu verstehen hat. Nicht alle Texte, die sich selbst als Übersetzungen ausgeben, sind tatsächlich welche. So müssten wir den größten Teil des *Don Quijote* für eine Übersetzung halten, wenn wir der witzigen Behauptung Cervantes' Glauben schenken würden, er habe sich den größten Teil des Romans für das Honorar von dreiundzwanzig Kilo Korinthen und zwei Scheffel Weizen von einem *morisco* aus dem Arabischen übersetzen lassen.

Es gibt viele Fälle, in denen eine burleske Mystifikation dieser Art nicht so leicht zu erkennen ist. Ein Autor, der etwas Bedenkliches mitzuteilen hat, versteckt sich öfter hinter der Behauptung, er habe lediglich eine Übersetzung vorgelegt, für den mitgeteilten Inhalt sei er nicht verantwortlich zu machen. Nicht selten wurden auch Originale von ihren Autoren zur Aufrechterhaltung oder zur Erzeugung der verschiedenartigsten Fiktionen als Übersetzungen ausgegeben. Wohl eines der berühmtesten Beispiele ist James Macphersons angeblich aus dem Gälischen übersetztes Epos *The Works of Ossian, The Son of Fingal* (1765). Durch die Berufung auf einen archaisch anmutenden schottischen Text aus dem 3. Jahrhundert als fiktive Quelle gelang es dem Autor, einer neuartigen, in ihrer Ursprünglichkeit an Homer gemahnenden Form der Dichtung einen Platz im Literaturkanon seiner Zeit zu sichern. Nicht von ungefähr sollte das Werk in Deutschland über Herder und Goethe zur Entstehung der *Sturm und Drang*-Bewegung beitragen (vgl. Rambelli 2009, 211). Selbst die Tatsache, dass es in der Folge als Fälschung angesehen wurde, tat seiner Beliebtheit keinen Abbruch (vgl. Stierstorfer 2009). Auch heute noch geben angesehene Verlage Originalwerke als Übersetzungen aus, um das Interesse gewisser Leserkreise zu wecken und dadurch den

Verkauf zu fördern.¹ Wenn zwei verschiedensprachige Texte desselben Autors vorliegen, ist es oft schwer zu entscheiden, welche Fassung als das Original und welche als Übersetzung anzusehen ist, so z. B. im Falle der *sermons* des Pariser Bischofs Maurice de Sully.²

Andererseits gibt es natürlich auch viele angebliche Originaltexte, die sich bei genauerem Hinsehen als Bearbeitungen oder Übersetzungen erweisen. Ein bekanntes Kirchenlied von Paul Gerhard:

O Haupt voll Blut und Wunden, voll Schmerz und voller Hohn,
O Haupt zum Spott gebunden, mit einer Dornenkron ...

erweist sich bei genauerem Hinsehen als Nachdichtung einer zu Beginn des 13. Jahrhunderts entstandenen Sequenz des Arnulf von Löwen:

Salve, caput cruentatum,
Totum spinis coronatum,
Conquassatum, vulneratum ...

Für einige mittelalterliche höfische Romane von Hartmann von Aue und Wolfram von Eschenbach werden die Werke von Chrétien de Troyes meist nur als „Quellen“ angegeben. Eine genauere Untersuchung zeigt, dass es sich zumindest stellenweise um ziemlich wörtliche Übersetzungen handelt (vgl. Huby 1968).

Abgesehen von den bereits erwähnten Übersetzungsbibliographien geben sowohl die Sprachgeschichten als auch die Literaturgeschichten über Übersetzungen Auskunft – aus ganz unterschiedlichen Gründen, wie wir im 16. Kapitel sehen werden.

1.2 Die Forschungsmethoden der Übersetzungsgeschichte

Die Übersetzungsgeschichte stellt das wichtigste Bindeglied zwischen Literatur- und Sprachgeschichte dar. Ein guter Übersetzungshistoriker muss sich sowohl im Bereich der Sprach- als auch in dem der Literaturwissenschaft einigermaßen auskennen. Er kann also dazu beitragen, dass sich die beiden Teildisziplinen der Einzelphilologien, die sich in den letzten fünfzig Jahren sehr weit auseinanderentwickelt haben, wenigstens wieder ein wenig aufeinander zubewegen.

Es soll hier – ähnlich wie vom Sonderforschungsbereich „Literarische Übersetzung“ der Universität Göttingen angeregt – zwischen „äußerer“ und „innerer“ Übersetzungsgeschichte unterschieden werden (vgl. Frank/Kittel 2004, 39-42). Die zuerst genannte betrifft das „Was“, die zuletzt genannte das „Wie“ der dokumentierten Übersetzungstätigkeit.

1 Vgl. Elmar Krekeler: „Warum immer mehr Verlage ihre Autoren erfinden“, *Die Welt*, 15.08. 2012.

2 Beata Spieralska: „Entre latin et ancien français: deux versions des sermons de Maurice de Sully“. In: *Traduire de vernaculaire en Latin au Moyen Âge et à la Renaissance*. Études réunies par Françoise Fery-Hue, Paris, École des Chartes 2013, 21-36.

1.2.1 Die Forschungsmethoden der äußeren Übersetzungsgeschichte

Aufgabe der äußeren Übersetzungsgeschichte ist es, die historischen Fakten zu sichern. Was wurde wann, von wem und wo übersetzt? Wer war der Auftraggeber der Übersetzung? Wie oft wurde ein bestimmtes Werk übersetzt? Kannte der spätere Übersetzer die Arbeiten seiner Vorgänger? Wenn ja, hat er sich von ihnen inspirieren lassen? Nennt er seinen Vorgänger, oder schreibt er einfach ab, ohne ihn zu nennen?

Burkhard Kroeber, einer der deutschen Übersetzer Umberto Ecos, dokumentiert in einem Bericht über seine Neuübersetzung von Manzoni's *Promessi sposi* gewissenhaft, was er bei der Lektüre von Vorgängerübersetzungen in verschiedene Sprachen gelernt und was er hin und wieder daraus übernommen hat (Kroeber 2001). Dergleichen ist keineswegs die Regel. Grazia Deledda, Nobelpreisträgerin für Literatur, hat eine Übersetzung der *Eugénie Grandet* von Balzac angefertigt, die weithin Anerkennung gefunden hat. Eine genauere Untersuchung dieser Übersetzung ergab, dass sie nur die ersten siebzehn Seiten wirklich neu übersetzt hat. Für den Rest hat sie auf eine fünfundzwanzig Jahre ältere Übersetzung zurückgegriffen, die keine Beachtung gefunden hatte. Immerhin hat sie an wenigen Stellen eine Kleinigkeit geändert.³ Von den einundzwanzig deutschen Übersetzungen des Romans *Notre-Dame de Paris* von Victor Hugo, die im Rahmen einer Masterarbeit ermittelt und untersucht wurden, sind acht mehr oder weniger reine Plagiate, die dessen ungeachtet einen Verleger gefunden haben.⁴

Das Verhältnis zwischen Original und Übersetzung kann sich nicht nur im Rahmen der inneren, sondern schon im Rahmen der äußeren Übersetzungsgeschichte als problematisch erweisen: Ist das Original, das einer Übersetzung zugrunde zu liegen scheint, wirklich die Vorlage, die der Übersetzer vor Augen hatte? Man trifft in der einschlägigen Literatur oft auf subtile Spekulationen über festzustellende ‚Abweichungen‘ vom Original und ‚Freiheiten‘, die sich der Übersetzer genommen habe. Irgendwann stellt sich dann heraus, dass dem Übersetzer eine andere Version des Originalwerks vorgelegen hat als dem Kritiker. So geht Goethes Übertragung von Diderots *Neveu de Rameau* mit hoher Wahrscheinlichkeit nicht auf die heute als „Original“ angenommene Fassung der Satire zurück. Dazu sind eine Reihe von gelehrten Hypothesen aufgestellt worden. Ein Blick in die vor einiger Zeit bei Insel erschienene zweisprachige Ausgabe genügt, um diese Hypothesen zu stützen (Diderot 1984). Goethe zeigt sich in den zahlreichen Übersetzungen, die er im Lauf seines Lebens angefertigt hat, als ziemlich vorsichtiger, sich eng an die Vorlage haltender Übersetzer. Es ist höchst unwahrscheinlich, dass er sich die ‚Freiheiten‘ im Umgang mit seiner Vorlage herausgenommen hätte, die die genannte zweisprachige Ausgabe zu dokumentieren scheint (vgl. Albrecht 1998, 188 ff.).

Wie schon oben bemerkt, gilt es nicht nur, vermeintliche Originale als Übersetzungen – und somit in gewisser Hinsicht als Plagiate – zu enttarnen. Sehr häufig ist das Gegenteil der Fall, angebliche Übersetzungen erweisen sich als Originale. Viele altfranzösische Texte beginnen mit der Versicherung, der Autor habe den Text aus dem Lateinischen, aus dem

3 Isabelle Genet: *Honoré Balzacs Roman Eugénie Grandet in italienischen Übersetzungen*, Heidelberg 1994 (unveröffentlicht).

4 Sabine Hainski: *Victor Hugo: Notre Dame de Paris. Die Rezeption des Romans im Spiegel der Übersetzungen*. Heidelberg 2011 (unveröffentlicht).

Keltischen oder aus einer anderen Sprache übersetzt (vgl. Baehr 1981). Davon kann natürlich keine Rede sein. Der Autor hat das angebliche Original allenfalls als Quelle benutzt. Die Autoren des Hochmittelalters waren der Fiktion der Authentizität in hohem Maße verpflichtet. Man wollte nur ja nicht ‚schöpferisch‘ sein, und schon gar nicht wollte man sich nachsagen lassen, man habe etwas frei erfunden. Wer seiner Einbildungskraft allzu freien Lauf ließ, wie Wolfram von Eschenbach, der Dichter des *Parzival*, musste sich wegen seines lockeren Umgangs mit der Authentizitätsfiktion herbe Kritik gefallen lassen. In seinem berühmten, in den *Tristan* eingeschobenen literaturkritischen Exkurs bezeichnet Gottfried von Straßburg seinen Kollegen, ohne ihn namentlich zu nennen, als *vindaere wilder maere*, „Erfinder ungläubwürdiger Geschichten“ (Vers 4650). Gegen einen solchen Vorwurf musste man sich damals zur Wehr setzen. Und so wurde die Übersetzung oft zu einer Schutzbehauptung, hinter der sich die eigene freie Schöpfung verbergen ließ. Man brauchte sich nur als Übersetzer einer ebenfalls erfundenen Quelle auszugeben, um behaupten zu können, man habe nichts erfunden, sich vielmehr streng an eine anderssprachige Vorlage gehalten, die die reine Wahrheit und nichts als die Wahrheit enthalte.

1.2.2 Die Forschungsmethoden der inneren Übersetzungsgeschichte

Die innere Übersetzungsgeschichte beginnt dort, wo die äußere aufhört. Wenn die Übersetzungen in dem Bereich, in dem man arbeitet, erst einmal vollständig erfasst und hinsichtlich ihres Status überprüft sind, müssen sie im Hinblick auf ihre Beschaffenheit kritisch untersucht werden. „Kritisch untersuchen“ heißt nicht kritisieren im herkömmlichen Sinn. Es geht nicht darum, die Übersetzungen anhand einer abstrakten Norm zu beurteilen, es geht darum herauszufinden, welches die Norm gewesen sein könnte, an die sich der Übersetzer tatsächlich gehalten hat.

In diesem Zusammenhang scheint ein kleiner Exkurs angebracht: In der gegenwärtigen Übersetzungswissenschaft gibt es zwei Richtungen, die *prospektiv-präskriptiv* und die *retrospektiv-deskriptiv* ausgerichtete. Bei der ersten geht es darum, Anhaltspunkte dafür zu erarbeiten, wie die Übersetzung eines gegebenen Textes unter vorher genauer zu definierenden Umständen aussehen sollte oder könnte. Die zweite befasst sich mit bereits vorhandenen, mitunter recht alten Übersetzungen, um sie kritisch zu analysieren und gegebenenfalls herauszufinden, warum sie so und nicht anders ausgefallen sind. Die Vertreter der beiden Richtungen polemisieren gelegentlich gegeneinander, ohne zu bemerken, dass sie sich in ihrer Arbeit so gut wie nie in die Quere kommen. Die Übersetzungsgeschichte gehört zur retrospektiv-deskriptiven Richtung und tut gut daran, den Vertretern der prospektiv-präskriptiven Orientierung keine ungebetenen Ratschläge zu erteilen. Allerdings wird mancher Übersetzungshistoriker sich angesichts scheinbar revolutionärer Entwürfe seiner prospektiv-präskriptiv eingestellten Kollegen nicht eines ironischen Kommentars enthalten können: „Alles schon einmal dagewesen“.

Wie geht man nun im Einzelnen vor, wenn man als Vertreter der retrospektiv-deskriptiven Richtung einen Beitrag zur inneren Übersetzungsgeschichte leisten möchte? Ganz ohne Systematik geht es nicht; impressionistisch-essayistische Vorgehensweisen sind in der Wissenschaft nun einmal wenig hilfreich, wenn man ihnen auch deshalb nicht jeden Wert absprechen darf. Am besten konstruiert man sich eine Art von Untersuchungsraster:

- Inwieweit wurde die Makrostruktur des Originals erhalten oder modifiziert?
- Wie wurde mit den sog. „Realien“ umgegangen, d. h. mit Gegenständen und Sachverhalten, die den Lesern des Zieltexts weniger vertraut sind als denen des Ausgangstexts? Wurden sie den präsumtiven Kenntnissen des Lesers der Übersetzung angeglichen („eingebürgert“) oder wurden sie bewusst als ‚fremde‘ Elemente stehen gelassen?
- Wie wurden die Eigennamen behandelt?
- Wie eng folgt der Übersetzer dem Text in rein sprachlicher Hinsicht?
- Hält er sich so eng an ihn, dass die Regeln der Zielsprache verletzt werden? → *Interlinearversion*;
- Übersetzt er sprachlich korrekt, bleibt jedoch so eng am Text, dass das fremde Muster durchscheint? → *philologisch-dokumentarische Übersetzung*;
- Löst er sich häufig stärker von seiner Vorlage, als es Grammatik und Lexik der Zielsprache erfordern würden, hält sich jedoch im Großen und Ganzen genau an den Inhalt des Textes? → *idiomatische Übersetzung* oder „*verdeckte*“ *Übersetzung* (d. h. Übersetzung, die als Original gelten will; die Vertreter der prospektiv-präskriptiven Richtung sprechen hier gern von „*professioneller*“ *Übersetzung*);
- Weicht der Übersetzer oft in stärkerem Umfang von seiner Vorlage ab, ohne dass erkennbar würde, dass er dies nur tut, um seinem Leser das Verständnis der Vorlage zu erleichtern? Nimmt er erkennbar eigenmächtige Zutaten oder Weglassungen vor? → *Bearbeitung*.

Es gibt keine festen Grenzen zwischen diesen Typen. Alle sind aus übersetzungshistorischer Sicht gerechtfertigt. Es wäre im präzisen Sinn des Wortes „unhistorisch“, wollte man kritisieren, dass Jacques Amyot (1513-1593) in seiner berühmten Plutarch-Übersetzung die antiken Realien in vielen Fällen durch Ausdrücke wiedergegeben hat, die aus der Lebenswelt seiner französischen Zeitgenossen stammten. Man darf sich allenfalls darüber amüsieren, dass man in einem römischen Tempel auf *Nonnen* statt auf *Vestalinnen* trifft.

1.3 Die Erkenntnisinteressen der Übersetzungsgeschichte

Die Erkenntnisinteressen der Übersetzungsgeschichte lassen sich in zwei große Gruppen einteilen: Die erste berührt literarische und übersetzungstheoretische Ziele und Zwecke, die zweite sprachgeschichtliche.

1.3.1 Literarische und translologische Erkenntnisinteressen

Hier geht es um eine ganze Reihe von eng miteinander verbundenen Fragen, von denen hier nur einige explizit gestellt werden können: „*Was* wurde *wann*, *warum*, *wie* übersetzt, und *warum* wurde es *so* übersetzt?“ (Kittel 1988, 160). Inwiefern lassen sich die „Übersetzungsströme“ als Indikatoren für die Kräfteverhältnisse zwischen einzelnen Sprachräumen auffassen? Welches Sprachgebiet hat zu welcher Zeit besonders viel zu bieten? (cf. infra, Kap. 11). Darüber hinaus geht es auch um die Frage, ob und inwiefern Übersetzungen das literarische und philosophische Klima der Zielkultur verändert haben. Dabei hat man sich

freilich mit dem berühmt-berüchtigten „Henne-Ei-Problem“ auseinanderzusetzen: War ein solcher geistesgeschichtlicher Wandel Anlass für die Entstehung von Übersetzungen, oder haben Übersetzungen einen solchen Wandel erst ausgelöst?

1.3.2 Sprachgeschichtliche Erkenntnisinteressen

Für die moderne Übersetzungstheorie in ihren vielfältigen Ausprägungen stellt die Zielsprache eine nahezu unverrückbare, unwandelbare Größe dar. Darin sind sich die meisten modernen Übersetzungstheoretiker einig. Selbst ein sehr konservativer Gelehrter wie Valentín García Yebra, der nichts von einem allzu freien Umgang mit dem Ausgangstext hält, vertritt die Ansicht, dass die anzustrebende „Treue“ nicht zu Lasten der Akzeptabilität der zielsprachlichen Formulierungen gehen darf:

Die goldene Regel einer jeden Übersetzung besteht m. E. darin, alles auszudrücken, was im Original enthalten ist, nichts vorzubringen, was nicht im Original steht und alles mit der sprachlichen Richtigkeit und Natürlichkeit zu formulieren, die die Zielsprache zulässt.⁵

Es versteht sich nahezu von selbst, dass ein Vertreter der gemäßigt pragmatischen Übersetzungstheorie wie Peter Newmark noch entschiedener denselben Standpunkt vertritt:

... for the vast majority of texts, you have to ensure: (a) that your translation makes sense; (b) that it reads naturally, that it is written in ordinary language, the common grammar, idioms and words that meet that kind of situation. (Newmark 1987, 24)

Die Übersetzungsgeschichte zeigt, dass das nicht immer so gewesen ist. In der Frühzeit unserer europäischen Volkssprachen standen die Übersetzer nahezu hilflos dem erdrückenden Prestige des Lateinischen gegenüber. Wir werden uns damit vor allem im vierten Kapitel genauer beschäftigen. Hier, im ersten, allgemein einführenden Kapitel genügt es, darauf hinzuweisen, dass die Übersetzer vor allem in der Frühzeit des Übersetzens ihre eigene Sprache derjenigen des Originals angepasst haben. Es gibt also, vor allem in der frühen Entwicklungsphase der europäischen Volkssprachen, einen Einfluss der Übersetzungstätigkeit auf die Sprache. Ein solcher Einfluss besteht auch heute noch, wenn er auch aus anderen Gründen zustande kommt. Wer hundertmal in der Woche das Syntagma *it makes no sense* unter Zeitdruck übersetzen muss, schreibt eben *es macht keinen Sinn*, und wenn das viele tun, dann wird aus diesem Anglizismus irgendwann einmal ganz normales Deutsch. (Für das vorliegende Buch gilt dies noch nicht.) Die frühen Übersetzer verfahren auf diese Weise nicht aus Gedankenlosigkeit und aus Zeitmangel, sondern mit Bedacht, da sie sich nicht anders zu helfen wussten. Wie wir im nächsten Kapitel sehen werden, hat sich schon Cicero Gedanken darüber gemacht, mit Hilfe welcher Entlehnungstechniken man Bezeichnungslücken im Lateinischen füllen könnte. Im dritten Kapitel werden wir dann sehen, dass die romanischen Übersetzer bei der Auffüllung von Bezeichnungslücken ganz anders verfahren sind als die germanischen.

5 La regla de oro para toda traducción es, a mi juicio, *decir todo* lo que dice el original, no *decir nada* que el original no diga, y *decirlo todo con la corrección y naturalidad* que permita la lengua a la que se traduce. (García Yebra 1984, I, 43).

Mit einem müssen sich Sprach- und Übersetzungshistoriker abfinden: Es lässt sich so gut wie nie im strengen Sinne *beweisen*, dass sprachliche Neuerungen auf dem Wege der Übersetzung ausgelöst wurden. Man kann nur Plausibilitätserwägungen anstellen, etwa der folgenden Art: Woher sollen denn diese Latinismen im Französischen kommen, wenn nicht aus dieser berühmten Übersetzung, wo sie zum ersten Mal belegt sind? Werner Koller hat sich Gedanken darüber gemacht, mit welchen methodischen Schritten man bei der Beweisführung vorzugehen hat. Später wurden Versuche unternommen, das Kollersche Schema noch etwas zu verfeinern (vgl. Koller 1984; 1998; Albrecht 1995, 30 f.). Weit wichtiger ist eine andere Frage, mit deren Beantwortung dieses einführende theoretische Kapitel abgeschlossen werden soll: Welche Bereiche einer Sprache lassen sich überhaupt durch Übersetzungen beeinflussen und welche nicht?

Wie immer man den Einfluss der Übersetzertätigkeit einschätzen mag, man wird nicht umhin können zugestehen, dass es sich dabei um eine Erscheinung handelt, die ihren Ursprung im Bereich der geschriebenen Sprache hat. Es gibt „Kernbereiche“ der Sprache, in denen die geschriebene Form nicht oder kaum auf die gesprochene zurückwirkt. Wir wollen sie „übersetzungsresistente“ Bereiche nennen. Darüber hinaus gibt es andere Bereiche, die in stärkerem Maß durch schriftlich vorgegebene Modelle modifizierbar sind. Diese wollen wir „übersetzungsnachgiebige“ Bereiche nennen:

- „*übersetzungsresistente*“ Bereiche
 - das phonologische Inventar und die gesamte Prosodie
 - die Morphologie (Formenlehre ohne Wortbildung)
 - die Syntax des einfachen Satzes
 - die Grundstrukturen des Wortschatzes
- „*übersetzungsnachgiebige*“ Bereiche
 - die phonologische Distribution („Phonotaktik“)
 - die Wortbildung
 - die komplexe Syntax sowie die Textsyntax, d. h. die satzübergreifenden Verfahren zur Herstellung von Kohäsion
 - die sekundären Strukturen des Wortschatzes, d. h. die quasi-terminologischen Randbereiche und die usuelle Tropik
 - die Phraseologie (cf. Albrecht 1995, 32)

Über die „übersetzungsresistenten“ Bereiche soll hier nicht viel gesagt werden. Es ist kaum anzunehmen, dass durch Übersetzungen aus dem Französischen oder Russischen der stimmhafte palatale Reibelaut /ʒ/ sich fest im deutschen Phonemsystem etablieren wird oder dass der Unterschied im Englischen zwischen *heaven* und *sky* durch häufiges Übersetzen aus Sprachen, wo es ihn nicht gibt, vom Verschwinden bedroht ist. Die oben ange deuteten, im Übersichtsschema nicht eigens aufgeführten Kollokationen gehören bereits zum „übersetzungsnachgiebigen“ Bereich. Aus *In 2016 it makes no sense ...* wird leicht ein neudeutsches *in 2016 macht es keinen Sinn*. Was die oben angeführten „übersetzungsnachgiebigen“ oder „übersetzungsanfälligen“ Bereiche betrifft, so sollen an dieser Stelle jeweils nur wenige Beispiele zur Illustration angeführt werden, damit klar wird, worum es geht. Weiteres sprachliches Material wird in den folgenden Kapiteln geliefert:

- phonologische Distribution:
 scola → iskola → école; stella → istelle → étoile; spatha → ispada → épée etc.
 Die Nexus *sk*; *st*; *sp* am Wortanfang waren im frühen Westromanischen „nicht aussprechbar“ und erhielten einen „Vorschlagvokal“, der in den „Erbwörtern“ (cf. infra) des modernen Französischen meist als *é* erhalten ist. Durch die massenhafte Entlehnung von Latinismen nicht zuletzt durch die Übersetzer: *scolaire*, *stellaire*, *spécial* usw. werden diese Nexus zunächst in die Schriftsprache eingeführt und sind heute (im Gegensatz zum Spanischen) auch in den niedrigsten Registern des gesprochenen Französischen völlig üblich. Engl. *especial* (neben *special*) aus lat. *species* dokumentiert einen älteren französischen Lautstand.
- Wortbildung:
Kindergarten → *jardin d'enfants*; *sky scraper* → *gratte ciel*
 Wortbildungsverfahren werden selten durch schriftliche Sprachkontakte übernommen, sehr wohl jedoch Wortbildungsprodukte. Sie werden, wie die angeführten Beispiele zeigen, mit Hilfe der in der ‚Nehmersprache‘ üblichen Verfahren nachgebildet; das deutsche Kompositum durch ein französisches präpositionales Syntagma, das englische Kompositum durch einen unterschiedlichen Typ von Kompositum im Französischen. Verfügen zwei Sprachen über identische Verfahren, so können die Produkte mühelos entlehnt oder aber unabhängig voneinander spontan gebildet werden: Von *wheelchair accessible washroom* führt der Weg direkt zu *rollstuhlgängliche Toilette*, in die eine oder die andere Richtung. Beide Mehrwortbenennungen könnten auch unabhängig voneinander gebildet worden sein.
- komplexe Syntax:
Ceterum censeo Carthaginem esse delendam/England expects everybody to do his duty
A peine arrivé à Heidelberg, il tomba sur des gens qu'il aurait voulu éviter.
 ?Kaum in Heidelberg angekommen, traf er auf Leute, denen er lieber aus dem Wege gegangen wäre.

Der im ersten Beispiel wiedergegebene lateinische Satz, den Cato der Ältere anlässlich des dritten Punischen Kriegs geäußert haben soll, dient in vielen Schulgrammatiken als Musterbeispiel für eine typisch lateinische Konstruktion, den *Accusativus cum Infinitivo* (A.c.I.). In den europäischen Volkssprachen war diese Konstruktion nur in Verbindung mit Verben der Wahrnehmung üblich (Typ: *ich sehe/höre ihn kommen*), dehnte sich dann jedoch vor allem durch die Übersetzungstätigkeit schnell auf andere, im Lateinischen übliche Fälle aus. Später wurde sie im Französischen und im Deutschen durch die Puristen zurückgedrängt. Nicht so im Englischen, das einer sehr viel stärkeren Latinisierung unterworfen war als die übrigen europäischen Sprachen. Der zweite englische Satz wird von Historikern Admiral Nelson in den Mund gelegt. In Wirklichkeit dürfte der alte Seebär bei der Schlacht von Trafalgar jedoch auf den eleganten A.c.I. verzichtet und gesagt haben: *England expects that everybody will do his duty*.

Partizipialkonstruktionen wie im zweiten Beispiel waren im Lateinischen mit beiden Partizipien völlig üblich. Jede Schulgrammatik gibt darüber Auskunft. Es ist umstritten, ob sie in der Frühphase der romanischen Sprachen aufgrund mündlicher Tradition bereits

geläufig waren oder nicht. Es lässt sich dagegen kaum bestreiten, dass diese Konstruktionen durch häufiges Übersetzen aus dem Lateinischen vollkommen eingebürgert worden sind. Auch im Deutschen ist die Konstruktion mit Partizip Perfekt sehr häufig anzutreffen. Sie wird allerdings bis heute von Puristen bekämpft.

- usuelle Tropik:
domus „Himmelsabschnitt“ im astrologischen Sinn → maison, Haus, casa, house
Lexikalisierte Tropen (vor allem Metaphern, gelegentlich auch Metonymien) wurden in der Frühzeit der europäischen Volkssprachen durch die Übersetzer einfach schematisch nachgebildet. Für die lat. Metapher *domus* treten in allen Volkssprachen die nächstliegenden Entsprechungen ein. Analog dazu wurde die englische Metapher *mouse* „Zusatzgerät zur Bedienung von Rechnern“ schematisch in viele anderen Sprachen übernommen, so z. B. dt. *Maus*. Genau so wird mit Metonymien wie *la Casa d’Austria* „Dynastie, Geschlecht“ verfahren: *das Haus Österreich*, *la maison d’Autriche*, *the House of Austria* usw. Dergleichen ist in neuerer Zeit nicht mehr üblich. Eine *Schneedecke* ist kein **blanket of snow*, sondern ein *carpet of snow* und keine **couverture de neige*, sondern eine *couche de neige*.
- Phraseologie:
ultimam manum imponere → *letzte Hand anlegen*
faire la cour à qn.; *jemandem den Hof machen*; *jemand het hof maken*; *fare la corte a qlcno.*; *hacer la corte a algien*; *fer la cort a alg.* etc.

In der Frühzeit der Übersetzungstätigkeit in Europa war es üblich, Redewendungen mechanisch aus dem Lateinischen in die Volkssprachen zu übertragen. Das galt eine Zeitlang auch noch für die „horizontale“ (cf. infra) Übersetzung zwischen den Volkssprachen; die Wendung *jemandem den Hof machen*, die sich in vielen europäischen Sprachen in genauer Nachbildung wiederfindet, stammt vermutlich aus dem Französischen. Heute ist ein derartiges Verfahren nur noch in Ausnahmefällen üblich. Ein Phraseologismus der Ausgangssprache wird in der Regel durch eine Wendung der Zielsprache wiedergegeben, oder er wird paraphrasiert: So wird man, wenn keine sehr spezifischen Umstände vorliegen, *kick the bucket* nicht mit **den Eimer umtreten*, sondern durch *ins Gras beißen* oder *den Löffel abgeben* wiedergeben, und frz. *cela ne fait pas un pli* nicht durch **das bildet/wirft keine Falte*, sondern durch *da gibt’s kein Problem, das ist todsicher*.

Auf einige der hier nur angedeuteten Aspekte wird im dritten Kapitel zurückzukommen sein.